



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Seelenfängerin

Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

9. Graf Soltyk

urn:nbn:de:hbz:466:1-42085

9. Graf Soltyk.

„Je höher ein Mensch, desto mehr steht
er unter dem Einfluß der Dämonen.“
Goethe.

Die milde Sonne eines heiteren, frostigen Oktobertages beschien den prächtigen Palast des Grafen Soltyk. Es war dies ein seltsames, phantastisches Gebäude, im Laufe der Zeiten zu einer kleinen Welt angewachsen, in dem Stil und Material bunt durcheinander gewürfelt waren, auf Cyclopenmauern schien ein altpolnisches Wojewodenschloß gepfropft, an einen byzantinischen Prachtbau eine barocke Eremitage der Roccocozeit gefleht.

In einem der weiten, mit Statuen und Gemälden geschmückten Säle wartete eine Anzahl Menschen aus den verschiedensten Ständen auf den Augenblick, wo der Graf sie vorlassen würde, denn zu dieser Stunde erteilte er, gleich einem

Monarchen, Audienz. Alle fürchteten ihn, und doch kamen sie, um seine Gunst zu betteln, und suchten den alten Kammerdiener auszuforschen, ob der Graf auch gnädig gestimmt sei.

Wie er jetzt in seinem Arbeitskabinet saß und die eingelaufenen Briefe überflog, war er das Bild eines jungen, schönen, despotischen Sultans. Sein Kopf, von schwarzem Haar und einem kurz geschnittenen Bart umrahmt, mahnte an die edelsten Gebilde hellenischer Meister, aus dem zart gefärbten, weißen Gesicht blickten zwei dunkle Augen, in denen neben Gluth und Stolz, Kraft und Kühnheit etwas Räthselhaftes, halb Lauerndes und halb Bedrohendes lag. Seine schlanke Gestalt war wenig über Mittelgröße, aber von der göttlichen Muskulatur eines römischen Fechters und den tadellosen Proportionen eines hellenischen Dionysios. Er trug Stiefel von rothem Saffian, einen langen Schlafpelz von gelbem Atlas, mit Hermelin gefüttert und ausgeschlagen und ein Fez auf dem Kopfe.

Jetzt warf er die Briefe weg und klingelte. Sofort erschien ein junger Kosak, der auf einem silbernen Brett den Kaffee brachte. Der Arme bebte unter dem kalten Tigerblick seines Herrn, und in der Todesangst, keinen Verstoß zu begehen,

ließ er die alte Tasse mit dem Bilde Stanislaus August's zur Erde fallen, wo sie klirrend zerbrach. Einen Augenblick stand er wie gelähmt da, dann stürzte er vor dem Grafen in die Kniee. „Vergebung, Euer Hochgeboren, Vergebung, ich habe es nicht mit Willen gethan,“ bat er mit erhobenen Händen.

Der Graf sah ihn an. „Wußtest Du nicht, daß diese Tasse noch von meiner Großmutter herrührt?“

„Erbarmen, Herr!“ winselte der Kosak.

„Gieb ein andermal besser Acht,“ murmelte der Graf, „und jetzt marsch! Hundebhut!“ Ein energischer Fußtritt, und der Unglückliche raffte sich auf und verschwand.

Nachdem der alte Kammerdiener ihm eine andere Tasse gebracht und seinen Tschibuk angezündet hatte, fragte er wer draußen sei.

„Ein paar Juden, der Verwalter von Chomtschin, der Geiger Brodezki, einige Bauern —“

„Führe sie der Reihe nach herein, so wie sie gekommen sind, nur wenn der Polizei-Kommissar kommen sollte, den laß mir sofort herein.“

Es wahrte nicht lange, so zwängten sich vier Juden durch die halbgeöffnete Thür herein und

führten dann, sich immer wieder verneigend, eine Art Pagodenspiel auf.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Graf lächelnd.

„Wir kommen in Demuth ersterbend,“ begann der Sprecher des Quartetts, „um zu erflehen eine große Gnade von dem hoch und edelgeborenen Herrn Grafen für uns und unsere Familie.“

„Wie nennt Ihr Euch!“

„Ich bin der Wolf Leiser Rosenstrauch, wenn der gnädige Herr Graf nichts dagegen haben, dies ist mein Schwiegervater, dies mein Schwager und hier mein Bruder, und unten stehen noch meine Schwiegermutter, meine Schwester und meine Frau mit meinen sieben lebendigen Kindern.“

„Und Eure Bitte?“

„Es ist zu vergeben die Schenke auf dem Gute Popafa des gnädigen Herrn Grafen, und da wage ich —“

„Gut, ich kenne Dich, Wolf Rosenstrauch, Du bist ein ordentlicher Mensch, Du sollst die Schenke haben.“

„Gott segne Sie, Herr Graf, und Ihre Kinder und Enkel —“

„Warte nur, so ohne Weiteres bekommt Ihr die Schenke nicht.“

„Was sollen wir thun, Euer Hochgeboren?“

„Ihr sollt hier auf der Stelle eine Quadrille vor mir tanzen.“

„Wai geschrien, wie sollen wir tanzen ohne Musik!“

Der Graf klingelte und befahl, der Kutscher möge mit seiner Geige erscheinen. Nachdem dieser zur Stelle war und sein elendes Instrument gestimmt hatte, begann er auf demselben etwas zu kragen, was ein Kontretanz sein sollte, und die vier Juden in ihren langen Kastanen begannen zu tanzen und gleich Böckchen hin und her zu springen, während der Graf sich an dem tollen Schauspiel weidete und von Zeit zu Zeit in ein lautes, fast kindliches Lachen ausbrach.

Nachdem die Juden sich unter begeisterten Danksgungen entfernt hatten, kam der Gutsverwalter von Chomtschin herein, verlegen und bleich, denn der Graf hatte ihn citirt und das bedeutete nichts Gutes.

„Ich höre schöne Dinge von Ihnen,“ begann Soltyk, kalt und nachlässig in die weichen Felle seines Schlaspelzes versunken, „Sie spielen ja bereits den Herrn auf meinem Schlosse. Wer hat Ihnen befohlen, den Kastellan fortzuschicken?“

„Er war ein Trunkenbold, Herr Graf, und so dachte ich —“

„Sie haben nichts zu denken, sondern zu gehorchen. Ich erinnere mich auch nicht, daß ich Sie angewiesen hätte, eine neue Scheune zu bauen.“

„Die alte war uns abgebrannt, Herr Graf.“

„Das hätten Sie berichten sollen. Auch haben Sie hundert Eichen fällen lassen —“

„Diese — ich dachte — weil sie uns sehr gut bezahlt worden sind.“

„Ich sehe, daß Sie zum Diener nicht mehr geeignet sind,“ schloß Soltyk, „und somit entlasse ich Sie.“

„Um Gotteswillen, Herr Graf,“ flehte der Berwalter, „stoßen Sie mich doch nicht gleich mit Weib und Kind auf die Straße hinaus.“

„Es bleibt dabei. Gehen Sie.“

„Ich müßte mich erschießen, Herr Graf, erbarmen Sie sich. Bestrafen Sie mich, aber machen Sie mich nicht brotlos.“

„Wie soll ich Sie bestrafen,“ sagte Soltyk lauernd, „wenn ich ein Exempel statuiren, habe ich sofort die Behörden auf dem Halse.“

„Ich werde mich nicht beklagen, ich füge mich Allem, nur behalten Sie mich in Ihren Diensten, Herr Graf.“

Soltyß lächelte. „Sie fahren auch vierspännig, wie man mir sagt, und ihre Frau läßt sich pariser Toiletten und Hüte kommen, wie wäre das möglich, ohne daß ich bestohlen würde? Zur Strafe und damit Sie wieder Demuth lernen, will ich aus Ihnen meinen Hofhund machen.“

Soltyß klingelte.

„Der Herr hier,“ befahl er dem Kammerdiener, „kommt sofort in die Hundehütte und an die Kette. Erst bei Anbruch der Dunkelheit wird er frei gelassen.“ Dann wendete er sich zu dem Verwalter. „Sie haben doch eine Uhr?“

„Zu dienen.“

„Also, alle zehn Minuten haben Sie laut zu bellen, verstanden?“

„Vollkommen, Herr Graf.“

Soltyß nickte mit dem Kopfe, und der unglückliche Verwalter schlich beschämt und gebrochen zur Thür hinaus.

In demselben Augenblick kam der Polizeikommissar Bedroßeff und wurde sofort vorgelassen.

Der Graf erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Was bringen Sie?“

„Alles in Ordnung, aber es hat Geld gekostet.“

Der Graf athmete auf. Es war diesmal eine gar böse Geschichte, in die ihn sein neronisches

Temperament hineingerissen hatte, und Bedroßeff konnte ihm immerhin wie ein rettender Engel erscheinen. Der Pfarrer auf einem der Güter des Grafen hatte sich geweigert, einen Selbstmörder auf dem Friedhof zu bestatten. Da hatte Soltyk geschworen, ihn selbst dafür begraben zu lassen, und er war der Mann, seinen Schwur auszuführen. Der arme Pfarrer wurde auf seinen Befehl ergriffen, in einen Sarg gelegt, der Deckel geschlossen und dann der Sarg in ein offenes Grab gesenkt und mit einer leichten Schicht Erde bedeckt. Allerdings war damit der barbarische Spaß zu Ende, und der Graf ließ den lebendig Begrabenen eilig wieder aus dem Grabe und dem Sarge holen, aber der Unglückliche verfiel in ein hitziges Fieber und starb nach wenigen Tagen an den Folgen des gräßlichen Scherzes. Nun hatte Bedroßeff diese fatale Affaire glücklich aus der Welt geschafft und wurde von dem freigebigen Magnaten reich dafür beschenkt.

Nachdem der Graf dann noch die Beschwerden einiger Bauern angehört und den jungen Geiger Brodezki, den er auf seine Kosten ausbilden ließ, und der verschiedene leichtsinnige Schulden gemacht, ohne Weiteres mit Ohrfeigen traktirt hatte, war die Audienz zu Ende, und wie jeden Tag,

kam auch diesmal sein ehemaliger Erzieher, der Jesuit Pater Glinzki, mit dem Soltyk jederzeit gern plauderte und ab und zu auch eine Partie Schach oder Trik-Trak spielte. Der Pater war der einzige Mensch, der auf den Grafen einigen Einfluß besaß, vielleicht nur deshalb, weil er es nie merken ließ.

„Guten Morgen, Hochwürden,“ begann Soltyk, den Jesuiten begrüßend, „was giebt es Neues?“

„Das Neueste ist, daß Anitta Dginski zurückgekehrt ist.“

Der Graf zuckte mit einer vornehmen Geringschätzung die Achseln.

„Mein lieber Graf, Sie urtheilen etwas voreilig,“ fuhr Glinzki fort, „diese Anitta, die jetzt im Palais Dginski umherhüpft wie ein Sonnenstrahl, kennen Sie ganz und gar nicht. Es ist ein Geschöpf, das mit einem Male aus einer Blume gestiegen oder von einem Sterne herabgefallen ist, in jeder Beziehung vollkommen. Sehen Sie das Fräulein und dann widerlegen Sie mich.“

„Es ist ja möglich, sie versprach hübsch zu werden.“

„Es ist die schönste Dame unseres Adels heute,“ sagte Glinzki, „und mit so glänzenden

Vorzügen des Geistes und Herzens ausgestattet, daß, wenn ich Graf Soltyk wäre, diese und keine andere meine Frau werden müßte.“

„Sie wollen mich verheirathen?“

„Ich mache keine Winkelzüge,“ gab der Jesuit zur Antwort, „das wissen Sie, mein lieber Graf, und ebenso gut weiß ich, daß Sie niemals meinem Rathe, sondern stets nur Ihrem Kopfe folgen werden, aber ich würde wünschen, daß Sie eine Frau nehmen, und dieses wilde Leben endlich aufgeben.“

„Und weshalb?“

„Weshalb?“ sprach der Jesuit, „weil ich Sie liebe, und weil ich eine Ahnung habe, daß dies Alles einmal ein böses Ende nehmen wird.“

„Glauben Sie, daß mich eine solche Perspektive erschreckt?“ sagte Soltyk mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung seines schönen Kopfes, und während das königliche Pelzwerk elektrisch um ihn knisterte, „ich will nicht alt werden, und ich will nicht wie diese Dugendmenschen enden. Am liebsten möchte ich wie Sardanapal in einem Flammenmeer zum Himmel steigen. Das Leben hat nur dann Werth, wenn man es verachtet, der Welt die Faust zeigt und den Menschen den Fuß auf den Nacken setzt. Wie lange dauert

denn diese ganze Komödie? Ist es denn noch der Mühe werth zu leben, wenn die Pulse stocken und das Haar erbleicht? Ich danke für diese lächerlichen Großvaterfreuden, für diese ganze bürgerliche Glückseligkeit. Ich hätte sollen auf einem Thron geboren werden, die Welt zu meinen Füßen sehen und über Millionen gehorsamer Sklaven gebieten, die auf meinen Wink die Hände regen und in den Tod gehen, dann hätte ich Großes, vielleicht Unsterbliches geleistet, so bin ich aber in einen Kreis gebannt, der mich beengt, in ein Leben, das mich langweilt. Ich komme mir manchmal wie ein Löwe vor, der davon träumt, die Wüste zu durchheilen und in einen Käfig gesperrt ist, in dem er sich eben bequem ausstrecken kann.“

„Es giebt noch genug Gutes und Großes zu thun,“ erwiderte der Jesuit nach einer Pause, „und dann haben Sie auch Pflichten. Soll Ihr Name, soll Ihre Familie mit Ihnen ausgelöscht?“

Soltyk versank in Nachdenken. „Ein Weib ist nicht im Stande, mein Leben auszufüllen,“ sprach er dann, „es ist mir eine Blume, die ich breche und dann wegwerfe, weiter nichts — — — aber ich will Anitta sehen, warum nicht? Ich wage ja nichts dabei.“

„Gewiß, ich gebe Ihnen vollkommen Recht,“
murmelte der Jesuit, er hatte Mühe nicht zu lächeln;
„aber wollen wir nicht eine Partie Schach
spielen?“

„Gewiß, spielen wir.“